

Nr. 269. Bromberg, den 22. November 1935

Am Brunnen vor dem Tore

ROMAN UM EIN LIED VON PAUL HAIN.

(3. Fortsetzung.) ——

Der Rekonvaleszent Leutnant Müller könnte das stundenlang anhören. Er denkt nicht daran, daß er nun schon über zwei Wochen hier liegt und schon ein bißchen am Stock gehen kann, zur großen Überraschung des Medikus Gisander, er denkt nur: Fein ist es hier! Das ist wie ein Sommerzauber. Der Garten, das Haus mit der schönen Landedelfrau Jutta von Repkow, die kleine Baroneß Annemarie, die so zarte Hände hat und der er vielleicht sein Leben verdankt.

Es ist alles wie ein Traum.

Ein zu schöner Traum fast.

Da hört das Klavierspiel auf. Der letzte Ton summt durchs Fenster, an dem gerade ein bunter Falter vorübergaukelt. Und da ist es, als trüge er auf seinen schimmernden Flügeln diesen Ton fröhlich weiter durch den Garten.

Am Fenster aber erscheint die helle Gestalt Annemaries, sie trägt immer helle, leichte, flatternde Kleider, und nickt dem Leutnant Müller zu.

Der richtet sich in seinem Stuhl auf. Die Brust schmerzt dabei noch, aber darauf achtet man nicht.

Da steht die Annemarie von Repkow, dort am Fenster, und da stände man am liebsten ordentlich stramm und salutierte und schrie: „Vivat Annemarie! Schönster Engel auf Erden!"

Aber er sagt nur:

„Wundervoll haben Sie wieder gespielt, Baroneß Annemarie. Sie lieben die einfachen Lieder, genau so wie ich."

„Ich komme noch ein wenig zu Ihnen hinaus", ruft sie und ist einige Augenblicke später im Garten.

Das sind so die besten Plauderstunden, nach dem Mittagessen im Garten. Es wird eigentlich nicht soviel gesprochen zwischen den beiden, aber dennoch ist ihnen die Zeit nicht lang. Ein bißchen vom Kriege, von den Nachrichten, die der Oberst von Repkow nach Hause gelangen läßt, von dem Leben auf dem Lande, wie es Annemarie bisher geführt hat, von den Erlebnissen Müllers als frisch-fröhlicher Jäger bei der Bülowschen Armee, und dann sind sie wieder eine Weile still, und ihre Blicke streifen aneinander vorbei.

„Ich werde nicht mehr lange hierbleiben", sagt Müller nach einiger Zeit, als Annemarie sich mit einer kleinen Handarbeit neben ihn gesetzt hat. „Ich kann das ja nie wieder gut machen."

Annemarie läßt erschrocken die Hände sinken.

„Sie sind noch lange nicht gesund. Sie brauchen noch lange Ruhe und Schonung. Das sagt Doktor Gisander auch. Sie können ja noch gar nicht richtig laufen."

„Das lernt man beim Marschieren, Baronesse Annemarie."

Fast trotzig stößt er es zwischen den Zähnen hervor.

„Sie dürfen noch nicht weg. Das sind Sie mir schuldig, Herr Leutnant."

Im gleichen Augenblick strömt heiße Röte über Annemaries Gesicht. Sie beugt sich hastig tiefer über die Handarbeit. Und leiser fügt sie hinzu:

„Kranke Soldaten kann der König auch nicht gebrauchen. Aber morgen werden wir den ersten kleinen Spaziergang machen, wenn Sie wollen. Doktor Gisander hat's erlaubt."

In seinem Herzen aber klingt es immer noch wie ein lautes Echo: Sie dürfen noch nicht weg, das sind Sie mir schuldig.

Es ist ein sehr frohes, erregendes und zärtliches Echo.

*

Da geht es dann also am nächsten Vormittag los. Ach du lieber Gott, so ein richtiges Losgehen ist das ja nun nicht. In der einen Hand den Stock, ein derber Eichenstock, mit dem der Herr von Repkow sonst über die Felder gestiebelt ist, die andere etwas sacht auf Annemaries Arm gelegt, so humpelt Müller dahin. Aber er reißt sich zusammen, wenn es auch noch langsam geht, er hält sich doch straff und gerade, wie das einem blessierten freiwilligen Jäger zukommt. Einen Kopf größer als Annemarie ist er, schlank wie eine Gerte, und da Frau Jutta ihnen nachschaut, denkt sie unwillkürlich: Just so müßte der Mann aussehen, der einmal immer an ihrer Seite sein wird.

Weit kommen sie denn auch fürs erste nicht.

Gerade bis zum Brunnen, an dem die Repkowmägde oft Wasser holen, und über den die Linde ihren raunenden Singsang ertönen läßt, Tag um Tag, Jahr um Jahr.

Aber das genügt ja auch schon.

Der Leutnant Müller schaut sich ernsthaft um.

„Hier haben Sie mich gefunden — da auf der Bank", sagt er und läßt sich nach wenigen Schritten darauf fallen.

„Und haben erbärmlich gestöhnt", sagt Annmarie lächelnd. „Was Ihr Glück war. Sonst wäre ich wohl damals gar nicht aus dem Haus gegangen."

„Ich sitz' auch lieber hier, ohne stöhnen zu müssen", lacht Müller leise. „Es ist eine vortreffliche Bank. Eine Glücksbank. Und überhaupt eine Stille hier, wie ich sie in mein Herz geschlossen habe. Wie dankbar bin ich Ihnen, Annemarie."

Er ist selber erschrocken, daß er so einfach Annemarie sagt.

„Oh, entschuldigen Sie", stotterte er.

Aber Annemarie sagt:

„Lassen Sie nur schon endlich die Baronesse weg. Die paßt auch gar nicht zu der Stille hier."

Da wogen die reifen Felder ringsum, da segeln die hellen Wolken über den seidnen, blauen Himmel, Schnitter schwenken in der Ferne die blinkenden Sensen, und Klatschmohn und blaue Kornblumen leuchten an den Wiesenrainen.

„Hier ist der Friede", sagt Müller aus heimlichsten Gedanken heraus. „Hier ist Segen Gottes, hier ist das Glück."

Nach der langen Zeit des Krankenlagers und dem Gefesseltsein an das Haus empfindet er doppelt stark das wiedergeschenkte Leben und die Schönheit der Welt.

Annemarie hat ihn mit großen Augen angeblickt. Seine Worte tropfen in ihr Herz und verwirren sie. Sein schmales Jünglingsgesicht ist leicht durchglüht von der Wärme und Begeisterung seiner Empfindungen und hat einen Ausdruck verhaltener Leidenschaftlichkeit.

„Sehen Sie?" flüstert Annemarie. „Und da wollten Sie schon bald ausrücken."

Er wendet ihr mit einem Ruck das Gesicht zu.

„Nein", murmelt er, „nein."

Und hat ihre Hand in der seinen und drückt sie mit festem Griff.

„Es geht ja nicht, es geht noch nicht", sagt er halblaut und zögernd und in seinen Augen steht, warum es nicht geht und nicht gehen würde, auch wenn er schon besser auf dem Posten wäre. Es muß ein Zauber über diesem Brunnen unter der alten Linde hängen, daß einem Worte auf die Lippen kommen und Gefühle in den Augen leuchten, die man bisher ängstlich versteckt gehalten hat. Oder ist es das Bewußtsein der wiedererwachenden Kraft und wachsender Lebensfreude?

Zwei Menschen blicken sich an und wissen mit einemmal, daß die vergangenen Wochen geheimnisvoll und unentrinnbar um ihre Herzen und Gedanken ein gemeinsames Band geschlungen haben. Und es war vielleicht kein Zufall, daß der Leutnant Müller aus Dessau hier im nächtlichen Renkontre sein Blut für die neue, aufdämmernde Freiheit vergießen sollte und die Annemarie von Repkow ihn finden mußte. Vielfältig sind die Schlingen des Schicksals, mit denen es in seiner wandelbaren Laune Menschen zusammenführt und auseinanderreißt.

Zwei Menschen blicken sich an.

Eine Linde rauscht dazu, und ein Brunnen tropft in seiner steinernen Tiefe wie ein silbernes Kichern, und über den Feldern tirilieren die Amseln und Lerchen.

Zwei Hände lösen sich voneinander scheu und zögernd, und zwei Blicke geben einander frei, und es ist kein Wort weiter gesprochen worden. Aber zwei Menschen wissen, daß einer den andern gern hat.

Drittes Kapitel.

Das geht ja nun nicht, denkt der Leutnant Müller an diesem und am nächsten Tage und in dieser und in der nächsten Nacht. Wie soll denn das werden? Der Zufall, ein beiläufiges Kriegsschicksal hat mich hier auf den Repkowhof geworfen. Mich, den simplen Wilhelm Müller, den namenlosen Träumer und Studenten, auf den Hof des Edelmannes Eyke von Repkow, der mit dem Marschall Blücher auf Du und Du steht und vielleicht auch manchmal mit dem König an einer Tafel sitzen wird. Die Repkows haben schon unter dem großen Friedrich ihrem König gedient und sind große Herren gewesen.

Nein, das geht nicht, daß ich der kleinen Annemarie ihr Herz wegnehme. Und daß mir die kleine Annemarie ihr Herz schenkt. Oder ist es nur Mitleid? Nur eine sommerliche Spielerei? Weil alle guten Bekannten aus den benachbarten Herrensitzen jetzt bei der Armee sind? Alle gesunden und flotten Offiziere und Erben ihrer väterlichen Klitschen?

Es ist wieder mal das Träumen in dir, mein lieber Wilhelm, das dich über einen Zaun gucken läßt, hinter dem du nichts zu suchen hast.

Du solltest im Kriege gelernt haben, dein Herz fester an die Kandare zu nehmen.

So geht das nicht, Mensch! So geht das nicht gut aus! Du und die Annemarie von Repkow — ein dummer Spaß. Frau Jutta wird dir ein Pferd geben, wenn sie davon hört, und sagen: Reiten Sie wieder in den Krieg, Herr Leutnant Müller! Nun sind Sie gesund genug. Und wenn Sie General werden, kommen Sie wieder. Im Krieg ist alles möglich.

Er sitzt am Fenster seines Zimmers und starrt in das reife, blühende Land hinaus, über dem die Sterne stehen. Sternschnuppen fallen in langen Kurven über den Himmel. Es ist die Zeit, in der man sie allnächtlich in Schwärmen wie glühende Funken herunterrieseln sieht.

Dumpf hallen aus der Ferne, sehr weit ab, die Einschläge von Granaten. Seit gestern hört man hier wieder kriegerische Geräusche.

Der Student und Leutnant Müller erhebt sich und humpelt durch das Zimmer. Es geht jetzt schon bedeutend besser, nachdem die ersten Gehversuche überstanden sind und die Muskeln und Gelenke wissen, daß sie wieder zu parieren haben. Und die Brust atmet freier und ohne Schmerzen. Das bißchen Stechen darin wird auch noch vergehen.

Ja, also: Was hat man zu tun, Leutnant Müller? Stehen Sie stramm, wenn das Gewissen vor Ihnen steht und Sie fragt!

Der Leutnant Müller steht stramm und reißt die Hand an die Stirn, als trüge er seinen Tschako auf dem Kopf.

„Befehl, es ist eine schwierige Situation."

„Ach was, schwierig oder nicht. Herr Leutnant Müller, was tut ein Soldat in einer schwierigen Situation?"

„Befehl, er geht drauf und dran!"

„Das könnte ihm so passen. Wenn keine, aber auch gar keine Aussicht auf Erfolg ist, was tut der Soldat?"

„Er macht einen strategischen Rückzug!"

„Jawohl, Herr Leutnant Müller, das tut er!"

„Befehl!"

„Richte er sich danach!"

Hand herunter, Beine gelockert. Das Gewissen geht mit leichtem Gruß ab. Und der Student und Leutnant Müller steht da und atmet tief auf.

Strategischer Rückzug. Na ja, also lieber von selber aus dem Repkowhof reiten oder bei Nacht und Nebel verschwinden, als daß ihm Frau Jutta erst einen Wink gibt oder sonst etwas Dummes und Verkehrtes geschieht.

„Na, ein Pferd hat man nicht. Das müßte man sich erst borgen. Vielleicht kriegte man's sogar geschenkt. Der Repkowhof hat genug Gäule.

Und dann leb' wohl, Annemarie. Leb' wohl, schöner alter Brunnen vor dem Tor, schöne, schattige Linde, unter der mich ein irdischer Engel noch vom Grubenrand gerissen hat!

Ach! der Brunnen!

Das gibt ihm einen Ruck, daß er plötzlich zur Tür geht und sie leise öffnet. Man wird noch einmal am Brunnen unter der Linde sitzen und sich alles durch den Kopf gehen lassen und Abschied nehmen von diesem Idyll, das aufhören mußte, bevor es eigentlich begann. Aber es ist schon gut so. Soldaten haben zu gehorchen. Befehl ist Befehl, und wenn es der Befehl des eigenen Gewissens ist.

Befehle müssen sein!

Leise tappt er die Treppe nach unten.

*

Da raunt die Linde durch die sternenhelle Dunkelheit. Da gluckst der Brunnen. Und da leuchtet ein helles Kleid. und ein Hund schlägt leise an und kommt schweifwedelnd näher. Es ist Nero, der längst gut Freund ist mit dem Gast.

Der möchte auf der Stelle kehrtmachen. Aber das wäre ja wohl Feigheit.

Soldaten dürfen nicht feige sein.

Da steht er nun also vor der Bank und verneigt sich leicht und hält irgendwie eine kleine Hand in der seinen und sitzt neben Annemarie von Repkow.

„Ich konnte noch nicht schlafen", sagt sie, „es ist so heiß im Hause nicht wahr? Aber Sie sollten doch nicht allein —"

„Es geht ja schon, wie Sie sehen", antwortet er rasch.

„Ich sitze gern hier im Sommer, so im späten."

War es das nun, geht es ihm durch den Kopf, was mich so plötzlich hierher getrieben hat? Ich will doch Abschied nehmen — von dieser Stelle hier.

Aber wie kann man Abschied nehmen, wenn diejenige, um deren Ruhe willen man fliehen will, just an dieser Stelle sitzt und so dicht neben einem atmet. Und dieser Atem geht schnell und bedrängt, und man spürt den leichten Duft des Kleides in der reinen Luft und den Geruch des Haares und brauchte nur die Hand zu heben, um darüber zu streichen.

Das tut der Leutnant Müller jedoch nicht.

Er gibt sich Haltung, er setzt ein paarmal zum Sprechen an, und dann platzt er heraus:

„Ich wollte morgen den Repkowhof verlassen, Annemarie. Ich wollte noch einmal hier sitzen — ja —"

Ein helles Mädchengesicht steht plötzlich in der Dunkelheit dicht vor dem seinen.

Zwei Augen leuchten ihn an. Groß und weich und rein. Und etwas Angst ist wohl auch darin.

Schweigen.

Aber zwei Herzen schlagen laut.

„So schnell — und — so leicht?" fragt eine kleine, zerflatternde Stimme.

Da packt es den Leutnant Müller. Diese kleine, leise, zerbrechende Stimme trifft ihn mitten ins Herz.

„Nein", bricht es über seine Lippen, „nein, Annemarie. Leicht? Ach, es ist leichter, bei knatternden Musketen zu stürmen und mit Gebrüll gegen Feuerschlünde zu rennen, als heimlich von hier wegzureiten. Aber, ja, es ist doch so.

ach was, dann kann ich es ja auch laut sagen, und habe es wenigstens einmal in die Nacht gerufen und in Ihr Ohr, Annemarie, daß ich Sie lieb habe! Sehr tief lieb habe, ja. Und darum —"

Annemarie hat die Augen geschlossen. Ihre Hand liegt auf seinem Arm und hält sich daran fest mit einem starken, sehnsüchtigen und zärtlichen Griff. Ihr Gesicht ist angefüllt mit Lächeln und glücklichem Wissen.

„Ach, Wilhelm", flüstert sie.

Das Wort erstirbt ihm zwischen den Lippen.

Raunende Sommernacht. Und das Mädchen, das man liebt und vielleicht niemals wird haben können, sitzt neben einem und sagt plötzlich leise und lächelnd und ergeben: „Ach — du —"

Der Leutnant Müller vergißt in diesem Augenblick den Befehl, den er sich gegeben hat, und man kann es ihm nicht verdenken. Es gibt einen andern Befehl, der stärker ist.

„Annemarie", sagt er und schlingt den Arm um sie und fühlt nicht den leisen Stich in der Brust und das leise Brennen der kaum vernarbten Wunden, „Annemarie —"

Das Herz will keine Befehle, es will Erfüllung.

Annemarie hebt das Gesicht zu ihm auf. Ihr Mund steht ein klein wenig offen. Da blinken die Zähne hell hervor, und der Atem weht wie ein Hauch aus geheimnisvollem Wunderland.

Es gibt da nichts mehr zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rächer.

Erzählung von **Karl Bröger.**

Anno 1635 war ein schlimmes Jahr für die Bauern von Weiherswald. Wenn einer säte, dann erntete der Kroat oder der Schwede. Aber die Bauern konnten gar nicht mehr säen, denn sie hatten kein Saatkorn mehr. Es trieben sich damals zwei Streifscharen in der Gegend herum, eine von dem weimarschen Herzog und eine kaiserliche, die einander nichts zuleide taten, aber dafür dem Bauern alles. Sie raubten das Vieh und zündeten die Dörfer an, und wenn sie nichts anderes mehr tun konnten, dann schlugen sie den Bauern tot. Es war, als wären sie toll geworden von all dem Jammer und müßten alles ausrotten, das ein nützlicheres Werkzeug trug als Spieß und Muskete.

Eines Tages lagen die beiden Streifscharen auch vor Weiherswald. Keine gönnte der anderen den Bissen, aber jede wollte ihren Anteil haben, ohne zu kämpfen. So lagen sie einander tagelang gegenüber, das Dorf zwischen sich, und schickten Parlamentäre hinüber und herüber, wie man die Beute am besten verteilen könnte.

Die Bauern hatten ihre Weiber und Kinder und die paar Stück Vieh, die sie noch besaßen, im Wald geborgen und warteten stumpf und ergeben. Kämpfen konnten sie nicht, denn jede der beiden Streifscharen hatte mehr Männer als sie und bessere Waffen. Der alte Pfarrer Petermann hatte vorgeschlagen, alles liegen zu lassen und fortzuziehen in ein Land, wo kein Krieg sei. Aber die meisten Bauern wollten nicht und gaben dem Stubber recht, der sagte: „Der Krieg ist überall; und er kann alles hinnehmen, nur unsere Äcker nicht, denn die kann keiner forttragen. Wenn wir fortgehen, sind wir Bettler, und wenn die Räuber im Land sind, dann haben die Bettler nichts zu hoffen!"

Der Stubber kannte die Welt, er war selber einmal hinter der Trommel gelaufen, bei den Wallensteinischen. Und er schlich sich nun ins Schwedenlager, um zu erfahren, was sie im Sinn hätten.

Gegen Abend kam er dann wieder. Zwar hatte ihn ein Pikenier zum Spaß mit dem Spießstiel über den Schädel gehauen, aber der Bauer erfuhr, was er wissen wollte. Die Gegner konnten sich über die Verteilung der Beute noch nicht einigen. Sie hatten deshalb einen Waffenstillstand abgeschlossen, daß vorläufig keiner das Dorf betreten dürfe.

Die Bauern nahmen es nicht so wichtig, daß die Hunde noch um den Knochen stritten. Sie würden sich schon einigen, so oder so, mit Spieß oder Handschlag, und dann stiege der rote Hahn auf die Dächer von Weiherswald.

Das müßten sie eben verhindern, meinte der Stubber, daß sich die Hunde über den Knochen einig würden. Aber die Bauern blieben mutlos und stumpf.

„Gut", sagte der Stubber. Sie seien also der Ansicht, das Dorf wäre unrettbar verloren? Dann sollten sie ihm die Erlaubnis geben, es anzuzünden. Zuerst glaubten die Bauern, der Stubber wolle sie aufzieh'n; aber der meinte es wirklich ernst. Sie stimmten ihm schließlich zu, weil es ja doch gleich war und weil dann wenigstens die andern auch nichts bekamen.

Der Stubber fragte, wer mit ihm käme. Je mehr um so besser, denn er wolle ein Feuerchen anzünden, an dem die Schweden und die Kaiserlichen Haut und Haar lassen müßten, und es werde dann auch Gelegenheit sein, ohne Gefahr in schwedische und kaiserliche Schnappsäcke und Taschen zu greifen.

Der Pfarrer Petermann schalt das eine landsknechtische Prahlerei, aber die Bauern kamen in Bewegung. Die Alten hielten zum Pfarrer, doch die Jungen, die es lang satt hatten, sich wehrlos und stumpf vor dem Kriegswetter zu ducken, wollten dem Stubber folgen. Der meinte ganz gleichmütig, er werde keinen zwingen, mit ihm zu gehen; wenn das gelinge, was er vorhabe, dann gäbe es bald Vieh und Saatkorn für jeden. Ginge es schief, dann brauchte er das nicht mehr. Aber, und dabei zerrte er grimmig an seinem Bart, dann wäre es doch tröstlich zu wissen, daß er einen Haufen von dem schwedisch-kaiserlichen Lumpengesindel mitnehmen würde. Bei den letzten Worten setzten sich wieder ein paar hin, aber es blieben doch ungefähr achtzig Mann übrig, die zu Stubber halten wollten.

Der bestimmte, daß diejenigen, die mit ihm gingen, die besten Waffen erhielten. Den andern schärfte er ein, gut aufzupassen; es könnten leicht versprengte Kaiserliche und Schweden vorbeikommen. Dann verschwand er mit seinen Leuten in der Nacht.

Beim Morgengrauen stiegen die Brandwolken aus dem Dorf. Im schwedischen Lager bemerkten sie es zuerst. Die Wache knallte die Muskete los und lief schreiend durch das Lager: „Feurio! Die wortbrecherischen Hunde von Papisten plündern das Dorf!"

Rasend vor Wut hackten die Schweden den kaiserlichen Parlamentär in Stücke. Vergebens suchte der schwedische Führer seine Leute beisammenzuhalten. Sie hatten Feuer und Blut geschmeckt, und ihre Beutegier ließ sie jetzt sogar ihre Feigheit vergessen. In ungeordneten Haufen stürzten sie zum Lager hinaus, um den Kaiserlichen ihren Raub abzunehmen. In dem brennenden Dorf trafen sie mit den Feinden zusammen, die gekommen waren, mit den räuberischen Halunken von Schweden abzurechnen, weil sie den Waffenstillstand gebrochen hätten.

Es erhob sich ein wütendes Schlachten in den brennenden Gassen. Die Reiter, die mit ihren Pferden nichts anfangen konnten, ließen die Tiere zurück und stürzten sich ins Gewühl. Bald lösten sich die Kampfreihen auf, jeder tat den nächsten Gegner ab und sprang in ein Haus, um zu plündern. Wer etwas erbeutet hatte, wurde überfallen, und viele wurden von den einstürzenden Häusern begraben.

Unterdessen war der Stubber mit seinen Leuten auch rührig. Sie überfielen die Pferdewachen der beiden Parteien und führten die Rosse beiseite. Dann legten sie sich vor den Dorfausgängen auf die Lauer. Drinnen ging der Kampf noch wütend weiter, aber bald kamen die ersten Plünderer heraus, schwer bepackt mit Kürassen und Kleidern von toten Gegnern, die Schnappsäcke gefüllt mit Beute. Die Bauern machten alles nieder, was eine Feldbinde trug, ob kaiserlich oder schwedisch. Jeder tote Gegner brachte neue Waffen, und so konnten die Bauern die einzelnen Soldaten, die vom Kampf ermattet und durch ihre Beute behindert waren, leicht überwältigen. Ein paar Mal versuchten geschlossene Haufen durchzubrechen, aber wenn sie sahen, daß die Gäule weg waren, flohen sie und wurden einzeln erschlagen.

Am Mittag gab es keinen lebendigen Soldaten mehr im Dorf. Die Häuser waren nur noch ein rauchender Schutthaufen. Von den Bauern lagen fünf tot und ein Dutzend verwundet, darunter auch der Stubber. Dem war ein Reiterpallasch in den Schädel gefahren, und die Bauern glaubten, er wäre vor dem Abschnappen.

Sie sammelten die Pferde und nahmen den Toten Waffen, Kleider und Geld ab. Dann plünderten sie die verlassenen Lager aus. Als sie zurückkamen, lag der

Stubber steif und mit blutberonnenem Kopf. Sie warfen ihn mit den übrigen Toten auf einen Wagen, dann kehrten sie zu ihren Leuten im Wald zurück.

Am Abend hielt der Pfarrer den Bauern eine Predigt; sie hätten dank der sichtbaren Hilfe Gottes die Amalekiter und Philister besiegt, und jetzt wäre es an der Zeit, wieder ein christliches Leben zu führen, nämlich Bauernarbeit zu tun, wie es ihre Sache sei und nicht Soldatenwerk. Und zuerst sollten sie die Toten christlich begraben.

Das taten die Bauern; als man aber dem Stubber das Gesicht wusch, wurde er wieder lebendig. Er setzte sich auf und schüttelte den Kopf, als müßte er etwas zurechtschütteln. Als er aber die Gräber und die Totenhemden sah, wurde er wütend und fluchte: „Mort de ma vie! Das hätte euch wohl so gepaßt? Wie es an die Kaiserlichen und an die Schweden ging, da war euch der Stubber gerade recht; aber jetzt, wo es an die Beute geht, da wollt ihr ihn in die Grube tun! Bei Sankt Jörg und allen sieben Teufeln, so leicht gräbt man den Stubber nicht ein!"

Der Pfarrer verwies ihm diese Rede, er solle lieber Gott danken für die wunderliche Errettung. Der Stubber erwiderte, man solle lieber die Beute teilen, dann wüßte er wenigstens, für was er danken müßte. Jedem Kämpfer ein Pferd nach freier Wahl und das Beste von den Beutestücken! Das übrige könnten die andern haben.

Und so geschah es. Die Bauern verkauften ihre Beutestücke und handelten dafür ein, was sie für ihre Wirtschaft brauchten. Sie bauten ihr Dorf wieder auf, pflügten und säten, und langsam kam in ihr Leben wieder die bäuerliche Gelassenheit, während draußen in der Welt der Krieg weiterging.

Der Stubber aber fand keine Ruhe mehr beim Pflug, seitdem er das Blut und das Eisen wieder geschmeckt hatte. Das friedsame, tätige Leben schien ihm schal und langweilig, und er lief der Fahne zu. In dem Gewühl der fremden Heere und Völker, die auf der deutschen Erde kämpften, rafften und starben, ist er verschollen.

Die Reiterpistole.

Wenn mein Großvater gut gelaunt war und uns Kindern eine schaurige Geschichte aus seiner Jugendzeit erzählen wollte, holte er jedesmal aus der alten geschnitzten Truhe, die seinem Lehnstuhl gegenüber stand, eine mächtig große Pistole hervor, die zu einem richtigen Schnapphahn mit Hahnenfeder und schwarzfunkelnden Augen paßt. Ehrfurchtsvoll und von einem geheimen Grauen gepackt, daß uns eine Gänsehaut auf dem kleinen Rücken hinunterrieselte, betrachteten wir das Mordinstrument, nahmen es auch wohl in die Hand, um den schweren Hahn zu spannen, und dachten an den Räuber Rinaldo Rinaldini. Wenn dann der Großvater klug lächelnd in unsere fragenden Augen und gespannten Gesichter gesehen hatte, erzählte er seine Geschichte, — eine Geschichte, die uns nie langweilig wurde, die uns immer schauriger und unheimlicher erschien . . . Lebendig wurde der Wald vor dem Dorfe, er füllte sich mit Räubern und Banditen; riesengroße Schatten huschten durchs Zimmer, und vor den Fenstern wogten Figuren und seltsame Tiere auf und ab.

„Das war damals", begann der Großvater immer, „da arbeiteten mein Bruder und ich an dem Bahnbau von Achim nach Harburg. 1847 war das. Viel Geld verdienten wir da, wenn wir auch mächtig ran mußten. Wir sparten es und trugen es in einem Brustbeutel immer bei uns. Wenn vierzehn Tage um waren, ging einer von uns Sonnabends los, der die ganze Nacht durchmarschieren mußte, um bis nach Nettlingen zu kommen. In der Hand hatte ich dann einen schweren gewundenen Knotenstock aus Eiche, der in einem Lederriemen um das rechte Handgelenk baumelte.

Es war schon spät in der Nacht. Ich war gerade in ein kleines Gehölz gekommen, da springt doch plötzlich so ein Mordhahn, so ein Wegelagerer vor mir auf, hebt diese alte Flinte und schreit mich an: „Geld oder dein Leben."

Ich war verdutzt. Leben wollte ich noch lange, denn ich wollte ja eure Großmutter heiraten. Das Geld wollte ich aber auch behalten, denn mein Bruder und ich, wir hatten uns beide recht tüchtig dafür gequält. „Man nicht so hille", schrie ich den Kerl in der Dunkelheit an.

Seht ihr Jungens, da hatte ich eine Idee, und die muß man immer haben. Ich dachte: das Geld diesem Schurken geben, das tust du nicht. Und darum warf ich das Geld, das in diesem großen Portemonnaie steckte, auf die Straße . . ."

Jetzt nahm Großvater die alte, beinahe schon verschimmelte Geldbörse aus seiner Hosentasche, öffnete sie und zeigte uns einige Silbergroschen, Pfennige und Briefmarken aus dem alten Hannover. „Seht ihr, so warf ich die Börse hin. Nun mußte sich der Schnapphahn ja bücken, um das Geld zu kriegen. Und hafte, was kannste, gerade als er sich bückt, da haue ich ihm mit meinem Eichenknast in die Kniekehle, daß er zusammenfällt wie ein leerer Mehlsack. „O Herr meines Lebens!" schrie er auf.

„Wenn du an Gott glöwest", schrie ich da, „da kann deck noch ehulpen wörn, du Schnapphahn.""

Großvater mußte hier wohl immer die Situation noch vor Augen haben, denn er konnte lange vor Lachen nicht weitersprechen. Erst wenn er dann seine Pfeife wieder in Gang gesetzt hatte, sprach er weiter. „Das war eine Gelegenheit, sage ich euch, Kinder. Schon hagelten die Schläge von meinem Eichenknast auf ihn nieder. Dann zog ich ihn in den Straßengraben, klopfte ihn windelweich und versohlte dem Langfinger so das Hinterleder, daß man Schuhe daraus hätte machen können. Tja, und nun wollt ihr wissen, wo ich den Kerl gelassen habe? Tja, damals fuhr noch die Post mit sechs schönen Schimmeln auf dieser Strecke. Schon von weitem hörte ich das Getrappel der Pferde und die Töne des Posthorns."

Das konnte Großvater herrlich nachmachen. Er legte die eine Hand an den Mund, dann ahmte er mit spitzen Lippen die Melodie nach, die damals der Schwager auf seinem Posthorn blies, wenn er durch die weiten niedersächsischen Wälder und Heiden fuhr: Tarattatta — tarattatta, die Post ist da! — „Ich feuerte die Pistole ab, sie war wirklich geladen, und dann hielt sie, die Post. Mit Stricken, die der Schwager hatte, wurde der Schnapphahn an der Seite festgebunden und dann nach der nächsten Gendarmeriestation gebracht . . ."

Wenn Großvater auserzählt hatte, war es draußen dunkel geworden. Bleich und grün schien das Licht des Mondes durch das Fenster. Auch das Käuzchen schrie auf dem First. Das war die Zeit, wo der Großvater uns dann das Gruseln abgewöhnte. Er ging mit uns hinaus nach der Uetschenburg, wo wir damals wohnten. Leichte Nebel zogen aus dem Tal der Innerste, wehten und wallten um die alten Kopfweiden, die hohen Rüstern, die in diesem ungewissen Licht wir iesige tanzende Gespenster erschienen, die uns lockten oder schreckten. Furchtsam klammerten wir uns dann an die Rockschöße des Großvaters, bis wir dann auf seinen Befehl die Gespenster oder die Geisterfrauen aufsuchen mußten. Immer aber waren es nur Bäume, die sich bewegten, nie ein Schnapphahn, der „Geld oder Leben!" schrie. —

Heute liegt die alte Reiterpistole auf meinem Schreibtisch. Und immer, wenn die Sonne sich auf dem Eisenbeschlag spiegelt, muß ich an den Spruch denken: „Wenn du an Gott glöwest, kann deck ehulpen wörn."

Lustige Ecke



„Sie blickt zu ihm empor, kann ich dir nur sagen!"
„Wie stellt sie denn das an?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.